Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 20 (1949)

Artikel: Strindberg und Heidenstam begegnen sich auf Schloss Brunegg
Autor: Attenhofer, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918337

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

STRINDBERG UND HEIDENSTAM BEGEGNEN SICH AUF SCHLOSS BRUNEGG

Anmerkung des Redaktors: Immer wieder, wenn von Strindberg in Othmarsingen und von Heidenstam in Lenzburg die Rede ist, hört man allerlei sich Widersprechendes. Deshalb fand ich es für angezeigt, einmal den Spuren der beiden Dichter nachzugehen und zusammenzustellen, was man als „gesichert" ansprechen kann. Aus den Werken der beiden Schweden sind auch Stellen benützt worden, die sich auf ihren Aufenthalt in unserm Bezirk beziehen. Für das Persönliche muß ihnen hiebei die Verantwortung überbunden werden. Im beschreibenden Teil wollen wir den beiden die „dichterische Lizenz" zugute halten, so, wenn zum Beispiel Strindberg erzählt, er hätte auf Brunegg das Alpenpanorama vom Schwarzwald bis Mont Blanc genossen.

Ed. Attenhofer

Der 100. Geburtstag des schwedischen Dichters Strindberg wird 1949 in der ganzen Kulturwelt gefeiert werden. Da sich Strindberg einige Zeit in Othmarsingen aufgehalten hat, wollen wir seiner in unsern Blättern ebenfalls, wenn auch nur in Kürze, gedenken und gleichzeitig daran erinnern, daß er mit einem andern Dichter seiner Heimat, Heidenstam, auf Schloß Brunegg zusammentraf.

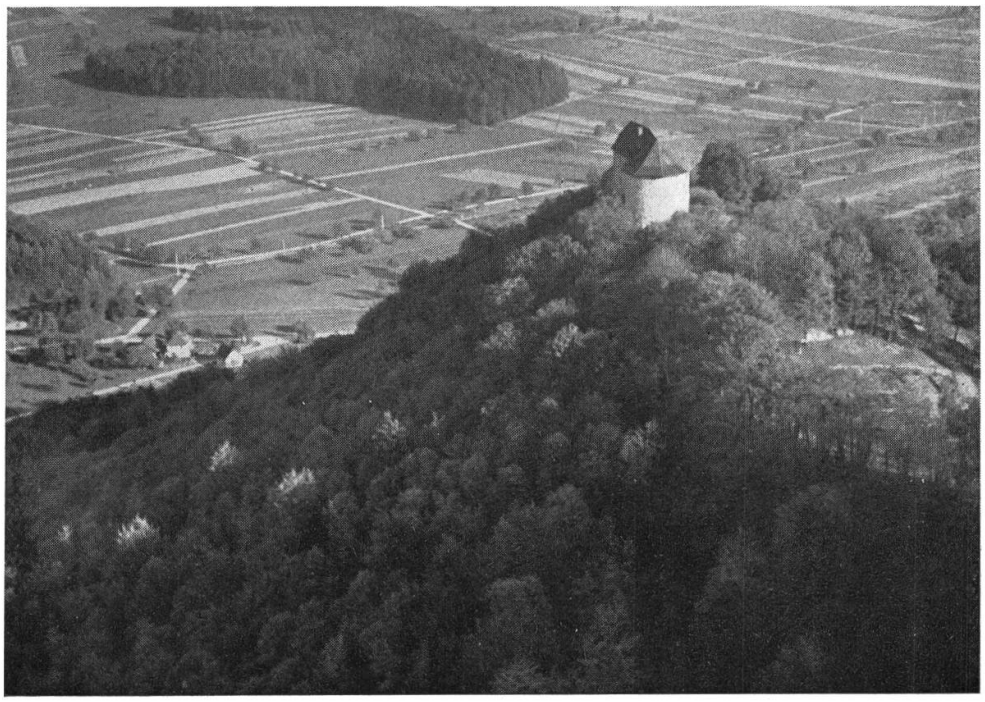
August Strindberg (1849—1912), der Begründer des Naturalismus in Schweden, wohnte vom Mai bis Oktober 1886 [1] mit seiner ersten Frau und zwei Töchterchen [2] in Othmarsingen. Die Familie hatte daselbst ein Balkonzimmer im zweiten Stock des Gasthofes „Zum Rößli" gemietet. (Schon längst ist das „Rößli" Privathaus geworden.) Durch Vorhänge teilte man den Wohnraum in Stube, Küche und Schlafzimmer ein.[3]

Aus welchem Grunde hatte Strindberg just Othmarsingen als Wohnort gewählt? Offenbar wußte er, daß sein Freund Heiden-

[1] Laut Eintragung in der Fremdenkontrolle zu Othmarsingen (Aug. Strindberg; Beruf: Auteur) wurden die Schriften am 25. Mai 1886 der Gemeindekanzlei übergeben und am 2. Oktober 1886 zurückgezogen (von Meier, Rößliwirt). Statt 2. Oktober 1886 steht 2. Oktober 1885. Bei der Jahreszahl handelt es sich natürlich um eine Verschreibung. Tag und Monat der Abmeldung bezeichnen sicherlich den Zeitpunkt der Abreise Strindbergs an den Vierwaldstättersee; denn vom 21. Oktober 1886 ist uns ein Brief bekannt, den er von Gersau aus an seinen Verleger in Stockholm richtet. — Der Name „Strindberg" ist in den Aufenthalts- und Niederlassungskontrollen von Gersau nicht zu finden. Da der Dichter vermutlich nur vorübergehend dort bleiben wollte, hat er sich offenbar gar nicht angemeldet. (Nach freundlichen Mitteilungen vom Gersauer Landschreiber Herrn Dr. Ad. Camenzind.)

[2] Im 4. Teil der „Beichte eines Toren" spricht er von ihnen.

[3] Freundliche Mitteilung von Frau Salzmann-Belart, Othmarsingen.



Schloß Brunegg

Fliegeraufnahme: Rich. Hächler

stam auf Schloß Brunegg wohnte; deshalb zog es ihn wohl in seine Nähe. Daß sich beide seit Jahresfrist gut kannten, werden wir noch von Strindberg selber lesen. Hier, in Othmarsingen, entstand ein Teil des Manuskriptes von Strindbergs Lebensgeschichte: „Der Sohn einer Magd." [4] Dies geht deutlich aus einem Brief [5] an seinen Verleger in Stockholm hervor:

Othmarsingen (Schweiz), 21. Juni 1886

Da das Leben kurz ist, aber die Kunst lang, so vollende ich die Schilderung meines „berühmten" Lebenslaufes, solange ich im Zuge bin und Interesse dafür habe. Das hat auch den Vorteil, daß ich über mich selbst klar werde, bevor ich wieder ans Dichten gehe.

Beginne also jetzt den dritten Teil, indem ich es Ihnen überlasse, das Erscheinen zu bestimmen, jedoch innerhalb gewisser Grenzen; ich glaube, die Wirkung wird größer, wenn die einzelnen Teile schnell auf einander folgen.

Der dritte Teil umfaßt die Jahre 72 bis 75 ...

August Strindberg

Wie Strindberg nach Othmarsingen in den Aargau gelangte, möge er nun selber berichten: [6]

„Nachdem (Strindberg) [7] den ersten Teil vom ‚Sohn einer Magd' vollendet hatte, verließ er im Mai 1886 Frankreich und zog wieder nach der Schweiz; nicht nach der widerwärtigen Hotel-Schweiz, wo Wucher, Aussaugung Nationalcharakter geworden ist, sondern nach dem arkadischen stillen Land, wo frohe und gesunde Menschen ihr Leben in Arbeit, Fest und Gesang leben; wo der Kampf um Macht und Stellung nicht so heftig ist wie anderswo.

In einem kleinen Dorf im Kanton Aargau ließ er (Strindberg) sich mit seiner Familie in einer ‚Wirtschaft' nieder. Die ganze Gemeinde bestand aus vielleicht hundert Häusern, großen weißen Gebäuden mit grünen Fensterläden; Stall und Scheune waren unter demselben Dach. Vor dem Hause lag der Garten mit Blumen und Gemüse, und hinter dem Hause die Wiese mit den Apfelbäumen. Hier gab es keine Reichen und keine absolut Armen ... Von Politik und Wahlkämpfen war nichts zu hören, und wenn (Strindberg) abends ins Gasthaus hinunterging oder sich auf die Veranda setzte, um ein Glas Bier zu trinken, hörte er nur stillen Scherz, oder Ge-

[4] Strindbergs Lebensgeschichte: „Der Sohn einer Magd" (Entwicklungsgeschichte einer Seele 1849—1871) umfaßt fünf Bände: 1. Der Sohn einer Magd. 2. Die Entwicklung einer Seele. 3. Die Beichte eines Toren. 4. Inferno und Legenden. 5. Entzweit und einsam.

[5] Seite 325 in den Anmerkungen des Übersetzers Emil Schering. („Die Entwicklung einer Seele" bei Georg Müller in München, 1923.)

[6] Seite 276 im Roman „Die Entwicklung einer Seele". 18. Kapitel: Der Sohn einer Magd (1886), bei Georg Müller in München, 1923.

[7] In der Biographie nennt er sich Johan.

sang, oder sah alte Leute Karten spielen, während die jüngeren Kegel schoben oder unten im Garten nach der Scheibe schossen. An den langen Tisch setzte sich, wer kam, und alle sprachen miteinander. Postmeister, Fabrikant, Schullehrer, Oberst, der Schuhmachergesell mit aufgekrempelten Hemdärmeln, Stallknecht, Müller, alle saßen am selben Tisch und mischten sich ins Gespräch.

Abends, wenn es Feierabend läutete, kamen alle Bewohner des Dorfes zum Brunnen. Die Telegraphistin, ein junges Mädchen, kam mit ihrem Wassereimer unter den Mägden des Dorfes und wartete, bis sie an der Reihe war; die Knechte kamen mit den Pferden, und die Mägde mit den Kühen zur Tränke, und der Postmeister kam in Hemdsärmeln, um seine Sense im Trog zu waschen. Die Kuhglocken klangen, die Peitschen knallten, die Jugend sang und jodelte. Es war Arkadien." [8]

Hier unterbrechen wir die Erzählung Strindbergs und sehen uns nach seinem Freund Heidenstam um.

Werner von Heidenstam (1859—1940) [9] „hat mit achtzehn Jahren um die Sechzehnjährige (Baronin Emilia Uggla) geworben, war aber damals von seinem Vater auf Reisen geschickt worden... Nach seiner Rückkehr verheiratete er sich..., und das junge, glückliche Paar zog bald darauf nach Paris. Zu diesem Entschluß hatten auch Unstimmigkeiten mit Heidenstams Vater beigetragen, dem das Streben seines einzigen Sohnes, sich künstlerisch zu betätigen, nicht zusagte. Heidenstam fühlte sich in diesen Jahren zum Maler berufen und betrieb in Paris ernsthafte Studien... Nach längerer Zeit kam er zur Einsicht, daß seine Begabung den eigenen, hohen Ansprüchen keineswegs genüge. Enttäuscht und mit sich uneins brach er sein Zelt ab und begab sich wieder auf Reisen... Den Bitten des Vaters, nach Schweden zurückzukehren, gab der Sohn kein Gehör... Noch hatte (Heidenstam) sein hochgestecktes Ziel nicht erreicht, noch konnte er das abschätzige Urteil des Vaters über seine künstlerische Betätigung nicht widerlegen. Das hielt ihn ab, ihm gegenüberzutreten... Um den Sohn trotz seinem Wider-

[8] Die Parallelstelle in der „Beichte eines Toren" lautet: „Das liebliche Land des Aargaus! Ein Arkadien, wo der Postmeister die Herden auf die Weide führt, wo der Oberst die einzige Mietskutsche zur Stadt fährt, wo die jungen Mädchen sich als Jungfrauen verheiraten wollen, wo die Burschen nach der Scheibe schießen und die Trommel schlagen. Ein Schlaraffenland, das Land des goldgelben Biers, der gesalzenen Würste; das Vaterland des Kegelspiels, der Habsburger und des Wilhelm Tell (!), der ländlichen Feste, der naiven aus einfachen Herzen kommenden Lieder, der Pastorenfrauen und der Pfarrhausidyllen!"

[9] Aus: „Erinnerungen an Verner von Heidenstam" von Martha Ringier. „Der kleine Bund", 1. Dezember 1940.

streben zur Heimkehr zu bewegen, wurden die Geldsendungen kärglicher bemessen. Es reichte jetzt nicht mehr zu weiten Reisen und zu einem unbeschwerten Leben. — Da hörte Frau Emilia von einem Eiland in der Schweiz, wo es sich angenehm und bescheiden leben lasse. Und bald darauf saßen die Schweden in einem hellen, geräumigen Appenzellerhaus als Gäste einer freundlichen alten Frau und deren Tochter ...[10]

Nach einiger Zeit siedelten die Schweden ... nach Lenzburg über (1885). Ein freundliches Landhaus[11] nahm das junge Paar auf ..."

In seiner Lenzburger Zeit war Heidenstam mit der Abfassung seines zweibändigen Romans „Hans Alienus" beschäftigt. Dieses Werk half seinen Ruhm begründen.[12]

Es war Emilia Ugglas Los, mit „dem Dichter[13] die nicht selten melancholischen Verbannungsjahre, verschlimmert durch die Krankheitsperioden, zu teilen. — Heidenstam war nämlich skrofulös (drüsenkrank), hatte Geschwüre, die operiert werden mußten, und außerdem war er neurasthenisch (nervenschwach) ...

[10] (Frau E. Roth-Saxer, welche das Ehepaar Heidenstam wohl kannte, hat uns manche hochwillkommene Auskunft erteilen können. Ihre freundlichen Mitteilungen seinen auch hiemit bestens verdankt.): Die alte Dame und deren Tochter waren Frau Dr. Zürcher und Elise Zürcher in Bühler (Appenzell). Beide kamen oft nach Lenzburg, wo eine Schwester von Frau Dr. Zürcher bei Frau Hausherr-Bertschinger als Hausdame weilte. Die Familien Hausherr und Zürcher waren unter sich verwandt.

Als das Ehepaar Heidenstam — mit dem Frau Dr. Zürcher bekannt geworden und es bei sich zu Gast hatte — eine Wohnung an einem ruhigen Ort suchte, konnte ihnen Frau Dr. Zürcher den „Talgarten" in Lenzburg empfehlen, der möbliert zu mieten war.

[11] Es ist das in Fußnote 10 erwähnte Haus Nr. 318 zum „Talgarten" an der Ammerswilerstraße. (Heute im Besitze von Frau M. Müller-Schafroth.) Dieses Landhaus war von Jérôme Hünerwadel, Baumeister, um 1860 erbaut worden. Als er 1885 starb, konnte es gemietet werden.

[12] Von seinen Werken seien genannt: „Wallfahrt und Wanderjahre", Gedichte und Prosastücke; „Hans Alienus" (1892), ein umfangreicher Prosaroman mit Verspartien. Zehn Jahre nach seinem ersten Buch schuf er das Prosaepos „Die Karoliner" (1897—98). „Hier ließ der trotzige Ästhetizist und Genußenthusiast die Zeit Karls XII., ihre Entbehrungen, ihre Opferwilligkeit und ihre Vaterlandstreue bis zum Tod in ergreifenden Bildern erstehen. Das Erstaunliche an diesem Werk, das einen wahren Nationalschatz des schwedischen Volkes darstellt, ist nicht zuletzt, rein psychologisch gesehen, die Genialität, mit der Heidenstam die Gottesfurcht der Karoliner zu erfassen und monumental wiederzugeben verstand." („Die nordischen Literaturen" von Dr. Hilma Borelius im Handbuch der Literaturwissenschaft, Potsdam.)

[13] Die folgenden Mitteilungen sind einem broschierten Heft entnommen: „Emilia Uggla och Verner von Heidenstam", von Hugo Kamras (J. A. Lindblads Förlag, Uppsala). Die Übersetzung besorgte in zuvorkommender Weise Frau Dr. Limbach-Dietschi, Winterthur. An dieser Stelle seien ihr auch alle brieflichen Bemühungen bestens verdankt.

Auch hatte er seine Schwermutsanfälle ... Die Weihnachtstage feierten sie oft in größter Einsamkeit und Abgeschiedenheit, in schwerem Vermissen ihrer Heimat; aber Emilia Uggla hielt darauf, mit Baum und Weihnachtsfestessen (aus Schweden geschickt) mit Lichtern und Gesang diese Tage so stimmungsvoll als möglich zu gestalten — so wurde Weihnachten 1885 in Lenzburg beschrieben in einem Brief an ihre Schwester: ‚Wir feierten zu dritt, sie selbst, Werner und Mirza, der Hund.' Ich spielte (mit Tränen in den Augen) ‚Sei gegrüßt, schöne Morgenstunde' und versuchte darnach recht fröhlich zu sein."

Die scharmante Schwedin war in den Gesellschaftskreisen der Stadt ein gern gesehener Gast. Als vortreffliche Sopranistin besuchte sie regelmäßig die Singstunden des Musikvereins, wo unter der Direktion von Eugen Gugel u. a. das Requiem von Mozart einstudiert wurde.

Daß Perlen Tränen bedeuten können, mußte Emilia v. Heidenstam zu ihrem tiefsten Leidwesen erfahren. Sie trug einen Ring mit einer wertvollen Perle. Eines Tages war der Schmuck verschwunden. Emilia v. Heidenstam eilte zu der jungen Frau,[14] welche mit ihrem Gatten nach dem Weggang der Schweden, im „Talgarten" die freie Wohnung beziehen wollte, um ihr das Leid zu klagen und sie zu bitten, ja darauf zu achten, ob sich das Kleinod im Haus oder Garten irgendwo blicken lasse. „Mit der Perle geht mein Glück dahin!", rief sie verzweifelt aus.

Über die Verkettung von Zufall und Schicksal mag jeder Leser seine eigenen Gedanken haben. Tatsache aber ist, daß sich Heidenstam bald von seiner Gattin trennte.

Vorerst hören wir, wie Heidenstam „Schloßherr" von Brunegg wurde und dort mit Strindberg zusammentraf: erzählt in „Frau Col di Tenda Till Blocksberg". Die Skizze gelangt hier, leicht gekürzt, zum Abdruck.[15]

Schloß Brunegg

„Wir hatten den Winter in Lenzburg verbracht. Schon brannte die Aprilsonne auf das Dach unserer Villa, und die Obstbäume blühten. Wohin sollten wir uns nun wenden, um ohne Handschuhe

[14] Diese junge Frau war Frau E. Roth-Saxer, die uns ihr Erlebnis mit Emilia von Heidenstam anvertraut hat.

[15] Die Übersetzung wurde wiederum von Frau Dr. Limbach-Dietschi besorgt. Die Stiftung Oevralid, die über das Übersetzungsrecht für Heidenstams Werke verfügt, gestattet uns in freundlicher Weise den Abdruck. Unseres Wissens wird damit „Schloß Brunegg" zum erstenmal in deutscher Sprache publiziert.

und Hut ins Gras liegen zu können? Ja, wohin? Im mittleren und südlicheren Europa findet man selten Gelegenheit, seinen Sommer ungestört als „Naturkind" zu verbringen.

Eines Nachmittags kam unser Nachbar, der Arzt,[16] um, wie gewohnt, bei Zigarren ein Weilchen mit uns zu plaudern. Er war ein freundlicher, kleiner Schweizer, immer durstig nach Bier, voll Tatenlust, gleichzeitig scherzhaft und wütend aufgelegt. Nachdem dem Gast eine Zigarre angeboten und auch das unumgängliche Bier aus dem Keller geholt war, fiel das Gespräch ganz von selbst auf den bevorstehenden Sommer. Der Doktor stand mitten im Zimmer und starrte durchs Fenster, wie wenn eine gute Idee sich langsam in seinem Kopfe ausarbeitete. Schließlich wandte er sich auf dem Absatz um und machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er eine Idee gefunden hätte, die so einfach war und so nahe bei der Hand lag, daß er selbst sich wunderte, nicht früher darauf gekommen zu sein. Das beste, was wir tun könnten, erklärte er, wäre: ein Schloß zu mieten. Lachend zuckte ich die Achsel und bot ihm ein Zündholz für die Zigarre an; aber er starrte fortwährend ernsthaft vor sich hin und meinte: „Ihr solltet Schloß Brunegg mieten!" In dieser kleinbürgerlichen Schweiz war also das Schloß zum Bürgerheim herabgesunken und Vermietungsobjekt zum Sommeraufenthalt geworden! Durch Vermittlung des Doktors bekamen wir wirklich auch bald, zu einem recht bescheidenen Preis, Schloß Brunegg zu mieten — eine graue, alte Ritterburg einer der ortsansässigen Familien gehörend, welche infolge Todesfall den Sitz für einige Zeit abzugeben trachtete . . .[17]

Der Weg hinauf war steinig und steil und für einen Wagen fast unbefahrbar. Das Schloß selbst war befestigt, bestand aus einem unregelmäßigen Hauptgebäude mit Turm, sowie aus drei übereinandersteigenden Wällen, welche jetzt in Gärten verwandelt waren, einer kleinen Kapelle und einem langen malerischen niederen Haus, vom Burggarten umgeben und vom Pächter und seinem Gesinde bewohnt war. Das Hauptgebäude und die Terrassen bekamen wir zur uneingeschränkten Verfügung und hatten also schöne Bewegungsfreiheit und viel Raum. Eine schmale, unmotiviert hohe und steile Steintreppe kletterte vom Burggarten über die Terrassen hin-

[16] Dr. Bertschi.

[17] Friedrich Hünerwadel (1779—1849) kaufte im Jahre 1814 das Schloß Brunegg. Als sein Enkel Walter Hünerwadel anno 1885 im Alter von 39 Jahren starb, war seine Gattin Marie (familiär Frau Walter genannt) gewillt, das Schloß zu vermieten. Dr. Bertschi vermittelte dem Ehepaar Heidenstam die Brunegg als neuen Aufenthaltsort. (Walter Hünerwadels Tochter Maria heiratete einen Arzt in Bern, Herrn Dr. med. Ad. von Salis. Einer ihrer Söhne, Herr Prof. Dr. J. R. von Salis ist heute Besitzer der Brunegg).

auf zum Hauptgebäude, dessen Südseite von oben bis unten mit Grün und Weinranken bedeckt waren. Auf der andern Seite gingen Mauern und Felsen steil zum Buchenwald hinab. Das Erdgeschoß war geteilt durch einen langen düstern Gang, der mit einem alten Trinktisch mit schönen geschnitzten Stühlen, sowie großen Hirschköpfen geschmückt war. Die übrige Wohnung bestand in Schlafräumen, Küche und der großen, niedern und heimeligen Wohnstube, deren fabelhaft dicke Mauern den tiefen Fensternischen das Aussehen von kleinen Einzelräumen gaben. In der dritten Etage befanden sich die eigentlichen Paraderäume. Da war die Rüstkammer mit ihren schmalen, niedrigen, gewöhnlich verschlossenen Türen, die man nie öffnete, ohne ein brennendes Licht mit sich zu nehmen; denn auch die Fenster der Rüstkammer waren verschlossen. In diesem dunklen Raume wurde einem recht unheimlich zu Mut, da das Kerzenlicht seine Leuchtkraft in der eingeschlossenen feuchten Luft verlor und sich in einen rötlichen Dunstklumpen verwandelte, und da die Mauern voll waren von Waffen und Harnischen, die von Kugeln durchbohrt waren. Dort oben befand sich auch der helle, lange Rittersaal mit fünf Fenstern. In den Ecken des Saales standen Rüstungen mit geschlossenem Visier und mit Lanzen oder Hellebarden in den Händen. Jagdtrophäen schmückten die weißgetünchten Wände und die Fenster trugen Wappenschilde in bemaltem Glas. Gewiß waren die Möbel des Schlosses oft nicht geflickt und verfärbt und empfindlich, um sich darauf zu setzen; aber verehrungswürdig durch ihr Alter. Hier waren unschöne moderne Tapeten und Vorhänge angebracht, als ob sie uns sagen wollten: „Sieh uns an, dann kannst Du nicht vergessen, daß Du, obwohl in einem Schlosse, Dich eben doch in dieser kleinbürgerlichen Schweiz befindest." Auf den alten, weit in den Raum vorspringenden vielfüßigen Kachelöfen, die in bunten Farben bemalt waren, standen dunkle verbeulte Zinnkerzenstöcke. An den Wänden hingen Familienbilder aus dem 16. Jahrhundert: barocke, schwarzgekleidete eben zum Protestantismus bekehrte Geistliche mit großen Bibeln in den Händen; dann Krieger des 17. Jahrhunderts in gelbem Koller mit vorstehenden Bäuchen, abfallenden Schultern, Knebelbärten und dicken, roten Lippen und aus dem 18. Jahrhundert Herren und elegante gepuderte Damen, welche auch in dieser bürgerlichen Republik unmißverständliche Züge von Zartheit aufwiesen. Unter diesen befand sich der reiche Baumwollfabrikant, der Stammvater der Familie, der Schloß Brunegg nun gehörte. Mit seiner weißen, wohlgebauten, von Spitzen umfluteten Hand, an deren einem Finger ein großer Siegelring glänzte, deutete der Baumwollfabrikant auf sich selbst, als ob er zu seinen Nach-

kommen sagen wollte: „Ich, ich, ich habe Euch zu dem gemacht, was Ihr jetzt seid!" ...

Unbeschreibliche Lebensfreude, unbekümmertes Ruhegefühl bemächtigte sich unserer Sinne, wenn wir am frühen Sommermorgen unsere Schloßfenster öffneten. Gefühle, welche in ihrer Sorglosigkeit an unsere Kindheit erinnerten, erfüllten uns mit Dankbarkeit, hier weilen zu dürfen. Über der Landschaft wölbte sich der sonnige blaue Himmel. Unter uns, in der Tiefe, lag das Nebelmeer, grau, grenzenlos, undurchdringlich, ohne einen Schein der Landschaft durchzulassen und wie die ganze Welt mit ihrem Elend begrabend. Es kam uns vor, als ob wir uns auf einsamem Schiff weit draußen im Ozean befänden.

An einem Sommerabend läutete es plötzlich heftig an der Torglocke. Wir saßen eben bei Tisch, die Dämmerung war im Anzug, und die Alpen glühten. Wir waren nicht gewohnt, so spät noch Besuch zu bekommen und standen verwundert auf. Da brachte man uns eine Visitenkarte mit dem Namen: „Strindberg". Ich warf die Serviette fort und ging eilig zur Treppe, um unsern Gast zu begrüßen. Gefolgt von einem Manne, der sein Gepäck trug, stand er auf der Schwelle des Tores. So wie er dort stand, hat sein Bild sich fest in meine Erinnerung eingeprägt...

Strindberg blieb mehrere Tage bei uns. Wie so viele Persönlichkeiten, welche vor der Öffentlichkeit „starke Männer" sind, ist er im Alltagsleben ein großes Kind. Gesang mit Gitarrebegleitung oder eines herumreisenden Mimikers humoristischer Vortrag vermag ihn für einen ganzen Abend in fröhliche Stimmung zu versetzen. Am liebsten führten wir Gespräche zusammen. Oben im Rittersaal verbrachten wir den Tag, während der Tabakrauch wie Wimpel aus blauen Schleiern sich um die Lanzen ringelte. In jenem Jahre war es Mode, im Sommer ein Seidenbarett zu tragen, und so kam es, daß wir mit solch mittelalterlichen Kopfbedeckung in diesem mittelalterlichen Saale des Raubritterschlosses der Familie Geßler neuzeitliche Fragen behandelten und von unserer Heimat sprachen, die weitab von den Schneeöden der Alpenkette im hohen Norden lag.

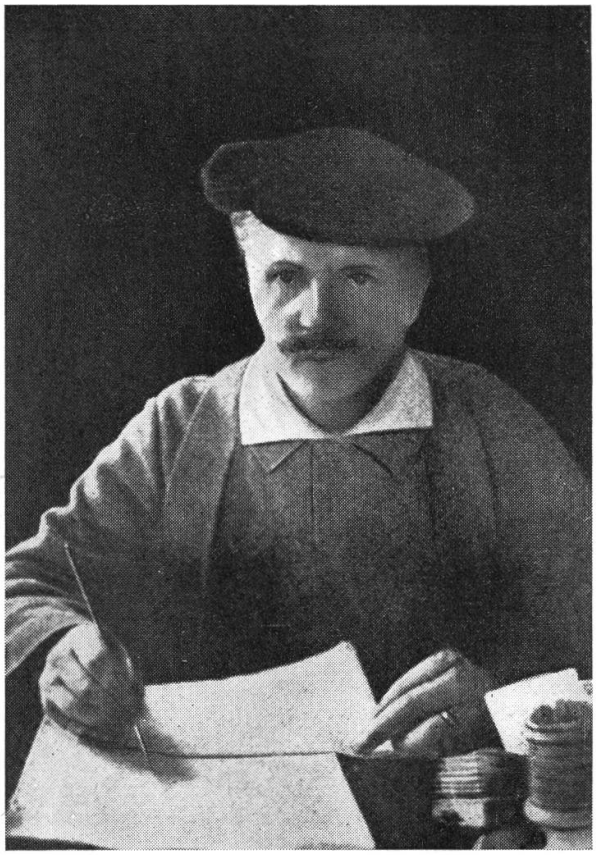
Aber bald war unser Gast wieder verschwunden, und unsere Einsamkeit wurde höchstens etwa von einem biedern Schweizer gestört. Zu Bruneggs Kuriositäten gehörten zwei cylinderförmige Gegenstände. Der eine war eine Kanone, die ihre dumpfe Stimme ertönen ließ, wenn in der Nachbarschaft Feuer ausgebrochen war. Der andere Gegenstand war ein Fernrohr. Damit konnte man von weitem die Besuche erkennen, welche pustend den steinigen Abhang zum Schlosse heraufstiegen. So kam zum Beispiel unser

Freund, der Doktor, rund wie ein Bierfaß. Dann kam der reiche Fabrikant, der Millionär. Er hatte sich schon von seinen Geschäften zurückgezogen und leerte nun jeden Abend in der „Krone" seine drei Flaschen Bier. Auch die Frau Stadtammann kam, gerade und aufrecht mit der großen altmodischen Goldbrosche auf der Brust, die Haare in zwei wächserne Gardinen gescheitelt. Es kam der Klaviervirtuose [18] aus München, der einmal König Ludwigs Schützling gewesen war ...

Auch die „literarische Frau" kam, welche anonym Skizzen und Novellen für die Ortszeitung schrieb, über die allzu engen Verhältnisse im Städtchen klagte und am liebsten mit Ausländern verkehrte. Und endlich kam ihre Tochter, welche bald, nachdem sie auf Schloß Brunegg eine Staffelei und Malfarben entdeckt hatte, in ihrem schönsten und elegantesten Kleid gemalt zu werden wünschte. Umsonst versuchte ich, sie zu überreden, eine andere aber vorteilhaftere Tracht anzuziehen. Sie gab nicht nach, und das Bild wurde begonnen. Da bekam ich ganz unvermutet den Einfall, daß eine Farbe im Bilde fehle. Etwas Leuchtendes war darin notwendig, etwas tiefrotes, links auf der Leinwand. Ich malte ohne Bedenken eine große blanke Kupferkasserolle in ihre Hand. Sie wurde beides: betrübt und böse und bat zum Steinerweichen, die Kasserolle zu übermalen. Unmöglich! Jetzt war ich an der Reihe, unbeugsam zu sein. Umsonst kam sie mit einem erdbeerfarbenen Sonnenschirm und mit einem purpurroten Fächer. — Da kein Bitten half, ergab sie sich schließlich lachend in ihr Schicksal, und dieses wahnsinnige Bild von „unbekanntem Meister" wurde der Familiengalerie einverleibt. Da steht sie noch in ihrer strahlenden Ausgangstracht... ein allegorisches Bild dieser hausmütterlichen, bescheidenen, anspruchslosen Schweiz.

Grundthema jeder Konversation der Schweizerfrauen bildeten die Kinder. Manchmal war es der literarischen Frau kleine Fanny, welche am Vortage über ihr schönstes Kleid die Suppe ausgeleert hatte. Natürlich war das eine sehr fette Suppe, da die Eltern eine

[18] Musikdirektor Eugen Gugel. Über ihn lesen wir in der „Geschichte des Orchesters des Musikvereins Lenzburg" von Emil Braun: „Am 29. September 1883 wurde als Nachfolger Schneiders Herr Eugen Gugel aus München gewählt. Er war erst 20jährig, hatte sechs Jahre an der königlichen Musikschule (jetzt Akademie der Tonkunst) in München studiert und war durch Konzertmeister Abel (früher in Basel) empfohlen. An der Cäcilienfeier (9. Dezember) führte er sich als Pianist mit der Sonate pathétique von Beethoven, als Violoncellist mit dem A-moll-Konzert von Goltermann vorteilhaft ein. Er hat später auch das Es-dur-Konzert für Klavier mit Orchesterbegleitung von Beethoven (1887) und das Konzert in F-dur für Orgel, Streichorchester und drei Hörner von Rheinberger (1887) gespielt."



August Strindberg 1885

Foto: J. Schnurrenberger

Das ehemalige Gasthaus zum Rößli (in Othmarsingen), wo Strindberg wohnte (Heute: Wohnhaus Salzmann)

Foto: Jörg Salzmann

Werner von Heidenstam 1885

Foto: J. Schnurrenberger

Der Talgarten zur Zeit Heidenstams

Foto: J. Schnurrenberger

fette Börse hatten. Es war darum sehr schwer, die Flecken wegzubringen. Zuerst mußte der Mann dieselben aufsaugen. Aber er hatte seine Sache schlecht gemacht. Sein Bart und sein Mund wurden gelb gefärbt, und er hatte einen so schlechten Geschmack bekommen, daß er am hellen Vormittag brummend zur „Krone" niedersteigen mußte, um die Kehle mit Bier zu spülen. — Darnach wandte sich die Frau an den Apotheker, welcher ihr ein solches Teufelszeug gab, womit nicht nur die Flecken, sondern auch die Farbe verschwanden, so daß auf dem farbigen Kleide ein großer weißer Punkt mit dunklen Rändern entstand. Da wurde sie, unbekümmert um ihre belletristische Betätigung ganz und gar nur Mutter und war mit ihrer kleinen Fanny einen ganzen Nachmittag lang sehr traurig. — Ein anderesmal war der kleine Rudi der Frau Stadtammann krank, und das bildete für alle die gutherzigen Damen das Gesprächsthema für einen ganzen Nachmittag.

Die Herren sprachen nie über ihre Kinder. Der Doktor erklärte des bestimmtesten, daß Kinder die Ungeheuer seines Arbeitszimmers seien. Die Gespräche der Damen über die kleinen Schreihälse war den Herren ein Greuel. Man fröstelte am ganzen Körper, wenn man die Damen hörte. Nein, diese Herren sprachen gern über Lokalpolitik. Der Doktor meinte, man könne nicht anders als hier in dieser Ritterburg, wo man alle Dinge von oben her betrachte, sich ein wenig als Aristokrat zu fühlen. Und wirklich wurde der Doktor im Rittersaal ganz feierlich und war gar nicht mehr der etwas plumpe Plebeyer vom Wirtshaus des Städtchens.

Ein Billard in der „Krone" lockte zu fleißigem Besuch. Nun sind wir schwedischen Adelsleute nur Stümper in diesem Spiel. Der Schweizer und der Franzose dagegen führt seinen Queue mit bewundernswerter Treffsicherheit, wenn auch nicht mit Grazie oder nach allen Regeln der Kunst. Er behandelt die Kugeln „nach dem Gefühl". Wenn ich mich bei diesem Spiel manchmal etwas täppisch und ungeschickt benahm, so konnte es vorkommen, daß ich laut von den herumsitzenden Geschäftsherren kritisiert wurde, welche mitten am hellen Vormittage sich da zu einem guten Tropfen einfanden. Der eine oder andere nahm mir sogar den Stock aus den Händen und begann, mich zu unterweisen. Das beste noch war, daß mein Schuhmacher auf mich zukam, um mir seine Dienste anzubieten mit der Begründung, er habe während meines Spiels bemerkt, daß meine Absätze erneuert werden sollten. Dann kam auch der Schneider, um zu fragen, ob ich von dem Futter des Rockes, den ich gerade trug und das er eingenäht hatte, befriedigt sei. „Bitte, stehen Sie einen Moment still Herr Baron", sagte er, „damit wir sehen können, ob am Halse noch ein wenig ausgeschnitten werden

soll." Schließlich erkundigte sich noch der breitschultrige Metzger mit donnernder Stimme, ohne natürlich vorher zu grüßen oder aufzustehen, ob das Roastbeef, das er am Vortage nach Brunegg geschickt habe, nicht noch zarter als gewöhnlich gewesen sei.

Es war bei solcher Art natürlich nicht möglich, seine aristokratische Person mit einem Schein von Würde zu umgeben, auch wenn man dumm genug gewesen wäre, dies zu versuchen. An Sonntagen hingegen, den Fest- und Ausflugstagen, da einige Räume und die Terrasse von Schloß Brunegg geöffnet waren, wurden die an Gleichheit gewohnten Gäste des Billardsaales vom mittelalterlichen Geist ergriffen, wenn sie in singenden Scharen zum Schloß heraufstiegen. Wenn man ihnen dann zufällig auf der Treppe begegnete, grüßten sie den Inhaber der Burg respektvoll...

Was in der Schweiz in hohem Maße zur vollständigen Gleichheit beiträgt, ist der Umstand, daß Reich und Arm, Dienstleute und Handwerker sich im Alltag weder durch ihre Kleidung noch durch ihr Auftreten voneinander unterscheiden. Eines Abends machten wir mit einem schwedischen Touristen eine Ausfahrt. Wir mieteten den Wagen im Wirtshaus, wo der Tourist wohnte. Als nun der Kutscher bezahlt werden sollte, waren wir im Zweifel, ob wir Trinkgeld geben sollten. Der Kutscher sah so fein aus, daß wir fürchteten, ihn zu beleidigen, da auf dem Lande das Trinkgeld nicht gebräuchlich war. Wir beschlossen, kein Trinkgeld zu geben und taten wohl daran; denn am folgenden Tag erfuhren wir, daß er ein schweizerischer Oberst sei. Oberst! — Ja, eigenartige Überraschungen erlebt man in der Alpenrepublik, wo der Oberst-Leutnant zeitweise hinter dem Ladentisch steht und wo wir einen ganzen Winter mit einem gutmütigen kleinen Bürger verkehrten, ohne zu ahnen, daß er Major und eine anerkannte Kapazität im Militärfach war. Titel werden nicht gebraucht, und wir erfuhren nur zufällig, welchen Rang unsere eigenen Gäste in Brunegg auf dem Exerzierfeld innehatten.

Natürlich hatte auch Brunegg seine Gespenstergeschichte: eine weiße harfenspielende Dame ging des Nachts um... Ich hoffte lange auf ein Rendez-vous mit der weißen Dame, am liebsten, wenn meine Frau fort war. Aber sie kam nie.

Ein anderes weißes Gespenst näherte sich dagegen mit raschen Schritten vom Schneekamm der Alpen her: der Winter. Der Herbst war lange schon da. Die Sonnenstrahlen zeichneten immer seltener das Fensterkreuz auf dem wurmstichigen Fußboden ab. Der wilde Wein am Schlosse rötete sich und glühte wie ein wochenlang dauernder Sonnenuntergang. Aus den Rebbergen ertönten in den Nächten die Weisen der Wächter in Moll. Die Fledermäuse flatterten

im Treppenhause, oft auch in den Wohnräumen umher. Der Sturm heulte um die Fenster und das „Kläviti" der Eulen weckte mich des Nachts oft auf — wie ein Notruf.

Mit Bedauern verließen wir unser liebes Brunegg, wo wir einige glückliche Sommermonate verbracht hatten." —

(Im Juni[19] erkrankte nämlich der Dichter an Typhus und konnte dann, als er sich nur langsam erholte, nach dem Kurort Eglisau reisen. Während des Herbstes 1886 fühlte er sich beständig krank. Nun zogen beide nach San Remo und kehrten Anfang März 1887 nach Stockholm zurück, wo Heidenstams Vater schwer krank darnieder lag.)

Durch Strindberg erfahren wir genaueres über die Unterhaltung, welche die beiden Dichter auf Brunegg pflogen; deshalb geben wir ihm wieder das Wort:

„Aber auf dem mit Buchenwald bestandenen Berg erhob sich ein großes dunkles Gebäude aus Stein, das aus der Entfernung einer umgestülpten Arche Noah glich, aber ein Schloß war. Dessen Kern bestand aus einem runden Turm von der Römerzeit, und dessen Schiff war ein Feudalschloß aus Graustein mit Fenstergruppen, die von behauenen Säulen aus Stein geteilt wurden. Das Schloß gehörte einer Witwe, die es zur Sommerfrische vermietete, und ihr augenblicklicher Gast war ein junger Schwede (Heidenstam), den (Strindberg) ein Jahr vorher kennen gelernt hatte, mit dem er in Italien gewesen war, und mit dem er im letzten Herbst einige Monate in Frankreich verkehrt hatte.

Dieser Vertreter der jungen Generation war der, der sich nach (Strindbergs) Meinung am meisten von alten Vorurteilen befreit hatte, und der einzige, der die Kraft besessen, alle Konsequenzen der neuen Weltanschauung zu ziehen. Bei ihm war kein Funke Idealismus oder Christentum übriggeblieben ... In Schweden zu leben, war ihm unmöglich geworden, weil der Druck der öffentlichen Verhältnisse zu stark für eine moderne Seele war ... (Strindberg) und er waren Klassenfeinde gewesen, wurden aber sofort Freunde, weil sie auf neue Art verwandt waren. Während (Strindberg) noch an den Idealstaat glaubte, führten sie endlose Gespräche über den Sozialismus ... Als sie sich jetzt wieder trafen, nachdem (Strindberg) vor allem durch das Studium der neueren Psychologie, den letzten Rest von Idealismus, das heißt den Glauben an Wünsche, verloren hatte, brauchten sie nur zu verbessern und zu vervollständigen.

Oben in dem großen Rittersaal mit seinen Waffen und Rüstun-

[19] Aus „Emilia Uggla och Verner von Heidenstam" von Hugo Kamras.

gen, den Ahnenbildern an den Wänden, dem Turmfalk vor dem Fenster, von dem man das großartige Alpenpanorama vom Schwarzwald (!) bis Mont-Blanc und die hübschen Dörfer in den Tälern sehen konnte, pflegten sie ohne Zuhörer am Sonnabend ihre Gedankenübungen nach den neuen Schulen zu halten.

(Strindberg) hatte gerade den ersten Teil vom ‚Sohn einer Magd' erscheinen lassen, als sie an einem schönen Juniabend (1886) auf dem Schlosse zusammenkamen."

Das Gespräch, das ausführlich im Buch widergegeben ist, drehte sich um soziale Reformpläne. Heidenstam ist überzeugt davon, daß er einer dem Aussterben geweihten Adelsklasse angehöre: „Wir sind schon halb getötet vom Geldadel, der jetzt langsam untergraben wird vom neuesten Adel, dem Arbeiter." Nachdem sie lange über die Umschichtung der Stände und ihren Folgen diskutiert hatten, forderte Heidenstam seinen Freund auf, seine Gedanken niederzuschreiben. „Ja das will ich tun", antwortete Strindberg, „und das soll der Schluß des zweiten Bandes vom ‚Sohn einer Magd' werden".

Zum Abschluß möge noch daran erinnert werden, daß Heidenstam (Nobelpreisträger 1916) das Werk Carl Spittelers hoch einschätzte. Einem Gespräch zwischen Spitteler und Faesi [20] entnehmen wir folgende Stelle: „... und weil in Schweden (sagt Spitteler) das Epos eine Tradition habe, werde er dort besonders geschätzt. Er nannte Tegnérs ‚Fritjoff' und aus der Gegenwart ‚Karl XII.' von — er entsann sich des Namens zuerst nicht mehr — von Heidenstam... Heidenstam sei von Felix Moeschlin auf ihn, Spitteler, aufmerksam gemacht worden, habe sich dann begeistert für ihn eingesetzt, und das sei Veranlassung und Voraussetzung für die Verleihung des Nobelpreises (1920) gewesen..."

Heidenstam verbrachte seinen Lebensabend in Oevralid. Im Parke seines Besitztums steht auf seinem Grabstein, der [21] gerade kurze Zeit vor seinem Tod aufgestellt wurde, eine selbstverfaßte Inschrift, die in ihrer demütigen Weisheit an die berühmte des Bernhard von Clairvaux erinnert. Sie lautet in deutscher Übertragung:

Hier ruht eines alten Mannes Staub.
Dankbar pries er das Unfaßbare,
daß ihm vergönnt war,
zu durchleben ein Leben auf Erden als Mensch.

[20] Aus: „Carl Spitteler in der Erinnerung seiner Freunde und Weggefährten." Seite 201. (Artemis-Verlag, Zürich.)

[21] Aus einer Buchbesprechung im „Kleinen Bund" von Robert Braun.